



(Nachdruck verboten.)

Schuldig.

39) Roman aus dem Englischen von Frank Barrett.

Drei Tage lag Mrs. Norman bewußtlos im Delirium da und kämpfte mit dem Tode, und erst am vierten Tage erklärte der Arzt sie außer Gefahr und die Krisis für überwunden, nur warnte er vor unnützer Aufregung, die zu einem Rückfall führen konnte.

Das erste Wort, als Edith wieder zur Besinnung kam, galt Thomas. Ninny führte ihn ans Krankenbett, und er erzählte ihr Alles, was geschehen war.

„Jetzt sind Sie in Sicherheit und haben nichts von Ihrem Gatten zu fürchten,“ tröstete er sie. „In einigen Tagen trifft Kapitän Bromley zu Ihrem Schutze hier ein.“

Statt daß diese Nachricht sie beruhigte, wirkte sie aufregend auf sie, ihre alten Befürchtungen kehrten zurück. Sie vergrub das Gesicht in die Kissen, indem sie ausrief:

„Es ist unmöglich, es ist Alles unmöglich! Ich kann ihm nicht entrinnen, Valentin kümmert sich nicht um mich, ich bin ihm gleichgültig. Er ist verheirathet, welche Ursache hätte er, seine Frau um meinwillen dem Hause fernzuhalten. Er wird mich fortjagen . . . er wird mich meinem Manne ausliefern.“

„Nein, Madame,“ erwiderte Thomas, „das ist ganz ausgeschlossen, er wird Sie hier so lange als seine Frau behalten, bis Sie gefesselt von Dr. Norman geschieden sind.“

„Das wird niemals stattfinden, niemals! Glauben Sie, daß seine Frau darauf eingehen würde? Gewiß nicht, wenn Sie ihn liebt! Ich bin ja keine alte, häßliche Frau. Das ist unmöglich! Das wird sie nie dulden!“

„Beruhigen Sie sich, Madame,“ rief Thomas, „der Arzt hat Ihnen ausdrücklich jede Aufregung verboten. Ihr Leben hängt von Ihrer Gemüthsruhe ab.“

„Mein Leben! Wer kümmert sich darum, wer wünscht denn, daß ich lebe! Weder ich, noch Valentin, noch seine Frau, Niemand auf der Welt.“

Thomas suchte ihr Trost zuzusprechen, doch wollte sie nichts davon hören. Er bat sie, vernünftig zu sein, und sie entgegnete:

„Ich bin ganz vernünftig, denn ich sehe Alles klar, ich sehe ein, daß Valentin mich nicht in seinem Hause für seine Frau ausgeben kann, das wäre ein Betrug, eine Unmöglichkeit, seine Ehefrau würde das dulden.“

Edith war so aufgeregert, daß Thomas gemeinsam mit Ninny den Entschluß faßte, ihr das Geheimniß zu eröffnen.

Das junge Mädchen hatte in den letzten Tagen die Klugheit Thomas' kennen gelernt und darum vollständiges Vertrauen zu ihm gefaßt. Sie ging daher auf alle seine Anordnungen ein und verließ auf seinen Wink das Zimmer.

Thomas näherte sich dem Lager, auf welchem Edith voll Verzweiflung hingestreckt war, und begann:

„Mrs. Norman, ich will Ihnen den Grund angeben, warum Kapitän Bromley Sie nicht ausliefern und jedes Opfer für Sie bringen wird, ja sogar auf die momentane Gefahr seines ehelichen Glückes hin. Hören Sie, warum er keine Rücksicht auf seine Frau nehmen muß, selbst bei dem Umstande, daß Sie jung und hübsch sind.“

„Was meinen Sie damit?“ fragte sie, voll Verwunderung auffordernd.

„Was ich Ihnen zu sagen habe, ist sehr delikater Natur, aber Ihre Ruhe und Ihr Friede erfordern es, daß ich mich über

alle Bedenken hinwegsetze. Sie glauben, daß Kapitän Bromley kein Interesse an Ihnen nimmt, weil ihn kein verwandtschaftliches Band an Sie knüpft, aber Sie irren sich, denn er ist sogar nahe mit Ihnen verwandt, er ist Ihr Bruder.“

„Mein Bruder?“

„Zawohl, seine Mutter war zugleich die Ihrige, obwohl dies bei seinem Vater nicht der Fall war.“

„Ist das möglich?“

„Ja, Mr. Valentin wird es nicht leugnen, wenn Sie ihn diese Frage vorlegen, obwar er Ihnen diese Eröffnung niemals freilich gemacht hätte. Seine Mutter wünschte, Ihnen ihre Schande zu verbergen und den Flecken, der auf Ihrer Geburt liegt, zu verheimlichen. Sie nahm ihrem Sohne das Versprechen ab, das Geheimniß zu bewahren, Sie aber in Ihrem Unglück nicht zu verlassen, Sie kennen ihn zur Genüge, um überzeugt zu sein, daß er sein Wort halten wird.“

„Mein Bruder, mein Bruder,“ wiederholte sie in zitternder Aufregung, und es währte noch lange, bis sie die Thatfache erfaßte.

Der Kampf zwischen Scham und Liebe tobte in ihrer Brust, die Liebe trug den Sieg davon und ein glückliches Lächeln umspielte ihre Züge, als sie diesmal in etwas sanfterm Tone wiederholte:

„Mein Bruder!“

Sie jah sündend vor sich hin.

„Ja,“ sagte sie nach einer Pause, „jetzt bin ich überzeugt, daß er mich nicht ausliefern wird und ich, wenn es nothwendig ist, hier bleibe. Aber seine Frau? Sie kann unmöglich hierher kommen, die Diensteute werden mich verrathen, selbst wenn Doris es wollte, könnte sie ihre Identität nicht verheimlichen. Sie wird eifersüchtig sein, denn Valentin kann ihr beim besten Willen nicht sagen, daß ich seine Schwester bin und ich auch nicht, das sind wir unserer Mutter schuldig.“

Das war in der That eine richtige Kombination, welche Thomas übersehen hatte.

„Er kann er nicht verrathen,“ fuhr Edith fort, „und wie kann es mein Unglück abwenden, wenn dies nicht geschieht.“

„Er wird seine Frau so lange fernhalten, bis Sie gerettet sind. Seine Frau muß eben Vertrauen zu seiner Liebe haben.“

„Sie kennen ihre eifersüchtige Natur nicht,“ rief Edith, „so sehr sie ihn auch liebt, würde sie sich nie einverjanden erklären, von ihm getrennt zu sein und ihn mit mir unter einem Dache zu wissen. Mag er auch an ihr Mitleid appelliren und ihr mein Unglück schildern, so würde sie nie daren willigen, weil sie in mir nur das junge Weib und eine mögliche Rivalin sehen würde. Ich bin überzeugt, daß Valentin das Geheimniß seiner Mutter nicht preisgibt.“

„Dann wird er den einzigen Ausweg wählen, der sich ihm bietet,“ bemerkte Thomas, „er wird, so lange es nothwendig ist, den ganzen Sachverhalt vor seiner Frau verheimlichen, nur einige Wochen, vielleicht einige Tage, bis sie im Stande sind, England zu verlassen. Sind Sie einmal auf dem Festlande, so haben Sie von Dr. Norman nichts zu fürchten. Für so kurze Zeit wird er vielleicht das Geheimniß vor seiner Frau bewahren können. Seien Sie dessen versichert, Madame,“ versetzte Thomas. „Sie sehen also, daß Alles von Ihnen selbst abhängt, bleiben Sie ruhig, hoffen Sie das Beste und Sie werden von dem Ausgang zufrieden sein.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Thomas gab Ninny einen genauen Bericht über die Unterredung die zwischen ihm und Edith stattgefunden hatte, er that

Die ne...
einigen...
dass die...
nennen...
flügels...
dannals...
zu Tage...
gerichtet...
haben, w...
sähe die...
richtige...
verwirrt...
Regierung...
hätten.
Klagge...
das G...
kelt halt...
abhängig...
ausges...
ber Prakt...
verschul...
man ver...
Dass G...
Macht, S...
haupte...
nehmen, d...
landes w...
me schon...
Kriegs...
Franken...
auf das...
bei europ...
Kampfe...
auf Reg...
an dem...
allo mit...
Dass...
erreichen...
Jahre...
gegen...
Urtheil...
gefolgt...
Interesse...
Sinter...
vers...
in

es aus Gründen der Klugheit, weil er wusste, daß Ninny ihrer Gewohnheit gemäß hinter der Thüre gehorcht hatte. Er gewann dadurch das Vertrauen des Mädchens, das ihm denn auch die zuvorkommendste Liebenswürdigkeit entgegenbrachte.

Thomas blieb während des Tages in der Villa und wagte sich erst, wenn es dunkel wurde, ins Freie. Das eingezogene Leben, welches der Aufregung und der starken Bewegung folgte, behagte ihm nicht.

Es sollte nicht von langer Dauer sein. Am selben Abend nach seiner Unterredung mit Edith erging er sich in der Abendstunde in der Avenue und fragte heimkehrend den neuen Portier, ob Jemand im Laufe des Tages vorgeprochen hatte.

„Nein, Sir, Niemand als die Handwerker,“ lautete die Antwort.

„Ist das auch wirklich wahr?“ fragte Thomas scharf, da die Worte des Portiers zögernd geklungen hatten. „Haben Sie sonst mit Niemandem gesprochen?“

Der Portier wurde unruhig und hielt es, da er eine Falle fürchtete, für gerathen, die Wahrheit zu sagen.

„Warten Sie ein bisschen, Sir,“ sagte er, „ich muß ein bisschen nachdenken, ja, ja, ich glaube heute war es, ich erinnere mich nämlich, daß ein Herr daher kam, der mich fragte, ob Kapitän Bromley zu Hause sei, ich antwortete ihm, daß der Kapitän sich überhaupt nicht in Chislehurst befinde.“

„Fragte er sonst noch etwas?“

„Ich wüßte nicht.“

„Erinnern Sie sich,“ fragte er nicht auch nach Mistres Bromley?“

„Ja, aber nur ganz flüchtig, und ich antwortete ihm, daß sie hier sehr krank darniederliege. Hätte ich das nicht sagen sollen, Sir?“

„Wie sah denn der Herr aus?“

„Er war schlank, hatte schwarzes Haar und eine gebogene Nase.“

Thomas stellte noch ein weiteres Kreuzverhör mit dem Portier an, das ihm wahrheitsgemäß beantwortet wurde, da der Portier ihn von Allen unterrichtet glaubte.

Aus der Beschreibung, die der Portier über den Herrn machte, erkannte Thomas Dr. Norman.

„Was sprachen Sie sonst noch mit ihm?“ fragte Thomas weiter.

„Nichts, gar nichts, Sir, ich schwöre es Ihnen,“ war die Antwort.

„Er muß doch nach mir gefragt haben?“

„Mit keiner Silbe.“

„Wollte er Mrs. Bromley aufsuchen?“

„Anfangs wohl, aber dann bejann er sich schnell eines Anderen.“

Thomas glaubte dem Portier.

Als er dann Ninny sah, beklagte er sich bei ihr, daß der Portier Ausflüchte gebrauchte und mit der Wahrheit zurückhielt.

„Das geschah bloß,“ meinte sie, „weil er von Mrs. Bromley gesprochen hatte, was ihm ein Unrecht dünkt.“

„Wenn ich dem Manne seine Falschheit vergelte,“ sagte Thomas, „so wird er uns zum Feinde.“

„Ich werde seiner Frau, der Köchin, einen Wink geben und das wird vielleicht helfen, denn ich halte auf die Ergebenheit Beider.“

„Das ist sehr unangenehm,“ bemerkte Thomas, „Dr. Norman wird nicht ruhen, bis er den Portier vollständig ausgeholt und unser Geheimniß entdeckt hat.“

„Wenn auch; da er nicht ins Haus dringen darf, so kann er uns nicht schaden.“

Am nächsten Tage kam die kleine Tochter des Portiers und bat Thomas, bei ihrem Vater vorzusprechen.

Thomas folgte dem Rufe, indem er auf gewundenen Pfaden, auf welchen man ihn von der Straße aus nicht sehen konnte, in den Pavillon gelangte.

„Er war wieder hier und fragte nach dem Befinden von Mrs. Bromley, Sir,“ sagte geheimnißvoll der Portier. „Ich hielt es für angezeigt, Sie das wissen zu lassen.“

„Wer war da?“ fragte Thomas.

„Der Herr von gestern. Er hinterließ seine Karte, hier ist sie, Sir.“

Thomas nahm die Visitenkarte zur Hand und las: „Dr. Norman, 58, Willersstreet, Strand.“

Das war ein fühner Streich, der den Doktor charakterisirte.

„Welche Absicht verfolgt dieser Mann, daß er mit offenem Visir gegen uns vorgeht?“ dachte Thomas bejorgt.

Das Gefühl der Unsicherheit überkam ihn wieder.

Er berichtete seiner Vertrauten, was der Portier ihm gemeldet.

„Wir tappen im Finstern,“ sagte er ihr, „und während wir uns sicher wähnen, kann uns der Feind menschlins überfallen.“

„Das muß verhindert werden,“ rief Ninny. „Unsere Belohnung hängt davon ab, daß wir Mrs. Norman in Gewahrsam halten und ihr Mann nichts von ihrem Aufenthalt hier weiß.“

„Aber er weiß davon,“ rief Thomas, „und die Belohnung darf uns doch nicht entgehen.“

„Wie ist dem abzuwehren?“ fragte Ninny.

Er entwarf einen Plan, der an Kühnheit dem Auftreten Dr. Normans nicht nachstand. Er beschloß, die Adresse zu benutzen und den Doktor in seiner Wohnung aufzusuchen.

Er bezweckte damit, dem Doktor den gestohlenen Brief abzurufen, da er aber den Nutzen, den ihm dieses Unternehmen bringen sollte, nicht mit Ninny zu theilen gedachte, verschwieg er ihr sein Vorhaben.

Unter dem Vorwande, die Adresse des Kapitäns Bromley bei Mr. Grote zu holen, verließ er Abends die Villa und fuhr mit dem letzten Zuge nach London.

Am nächsten Morgen sprach er in der Willersstraße vor.

Ein nettes, junges Mädchen öffnete und gab den Bescheid, daß Dr. Norman zu Hause sei.

„Sagen Sie, Peters wünsche ihn zu sprechen,“ ließ sich Thomas melden.

Bald darauf wurde er vorgelassen. Er trat in ein kleines, aber hübsches Zimmer, wo auf dem Tische noch Reste des Frühstückes umherstanden.

Der Doktor saß im Gesellschaftsanzug am Kamin mit einer Zeitung in der Hand.

Er sah ebenso aus wie in Moat, wo Thomas ihn täglich gesehen hatte. Dr. Norman gehörte zu den Menschen, an denen Zeit und Sorgen spurlos vorübergehen und deren Aeußeres sich nie verändert.

(Fortsetzung folgt).

[Nachdruck verboten.]

Kinderkreuzzüge.

Von Thomas Glahn (Köln).

Es ist oft das Wort von den Frauen und Kindern gebraucht worden. Wigbolde haben es ausgesprochen und ernste Denker; unsere Dichter haben es so oft poetisch verwandelt, daß es hier und da schon zur lyrischen Phrase geworden ist, daß originelle Menschen vor dem Vergleich schon zurückschrecken; im Guten und Bösen ist es gebedeutet worden. Eine Geschichte der Frauenwelt würde unendlich viel des Interessanten zu Tage fördern, besonders was die Bethätigung des weiblichen Geschlechts in Uebergangzeiten anbelangt. Die Rolle, die von den Frauen während der französischen Revolution gespielt worden, kennen wir ja alle. Vor den Grausamkeiten und Schamlosigkeiten dieser Regären erzitterten die rohesten Männer. Wir können Perioden beobachten, wo im Weibe ein Fanatismus sonder gleichen erwacht, ein unheimlicher Dämon, der in seiner Furchtbarkeit keine Grenzen kennt, eine Wahnidee, der alles geopfert wird. Am stärksten ist der religiöse Wahnsinn unter den Frauen vertreten; er ist in vielen der christlichen Märtyrerinnen lebendig gewesen, er war es in Jeanne d'Arc, er war es in Frau von Krüdener, die unsere Romantik begleitet. Ob sich, wie Lecky in seiner berühmten Sittengeschichte Europas erzählt, die Weiber zum Opfertode drängten, ob sie sich darnach sehnten, „von den Fährnen wider Thiere zum reinen Brode Christi gewidmet zu werden,“ ob sie ihre alten Väter, ihre Gatten, ihre Kinder fortstießen und jubelnd den Scheiterhaufen bestiegen oder sich zerfleischen ließen, oder ob sie in späteren Zeiten sich unter den Widerhaken der Geißeln in Verzückung wandten — es war immer daselbe.

Wenn das Wort nun recht hat von den Frauen und Kindern, wird man Parallelen aus der Kinderwelt in irgend einer Art zu diesem völligen Aufgehen in einer Wahnidee finden müssen. Und man findet sie in der That. Vor einem halben



Jahrhundert hat der damalige Rektor der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität, F. C. Hecker, dem wir ein Buch über die Tanzwuth im Mittelalter verdanken, auch die religiösen Gemüthsregungen der Kinderseele kurz beobachtet und sie von ihrer pathologischen Seite ins Auge gefaßt. Hier soll mehr die historische Seite zu ihrem Rechte kommen und die Erinnerungen an jene krankhaften Erscheinungen religiösen Wahnsinns unter Kindern aufgeführt werden, die tausenden von Eltern einst ihre Lieblinge genommen haben. Wir wissen von dem Knaben Origines, der sich nicht abhalten lassen wollte, seinen Glauben an Christus mit seinem Blute zu besiegeln. Wir wissen von einem anderen Kinde, das heilig gesprochen ist. Wir haben erst vor einem Jahrzehnt in einer unserer östlichen Provinzen den Fall erlebt, daß ein Schulmädchen die Muttergottes in den Zweigen eines Baumes gesehen haben wollte und dadurch Wallfahrten und Ausläufe veranstaltete, die ein Aufsehen erregendes Nachspiel vor unseren Gerichten hatten. Aber nicht davon soll hier gesprochen werden, denn solche vereinzelte Fälle beweisen gar nichts. Aber wir haben Nachrichten von Wahnsinnes, die tausende und abertausende von Kindern ergriffen und die seltsamsten Schauspiele zeitigten, die die Weltgeschichte kennt.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts lebte in dem Dorfe Cloies bei Vendôme ein Hirtenknabe Etienne. Wir wissen nicht, ob die Einsamkeit oder vielleicht ein fortwährendes Lesen heiliger Schriften seine Phantasie überreizte: genug, der Knabe fing plötzlich an zu lehren, er sei der Abgeandte des Herrn, der sich ihm in Gehalt eines Unbekannten geöffnet hat, von ihm Brod erbeten und erhalten habe und ihm zuletzt einen Brief überreicht hätte für den König. Im Handumdrehen verbreitete sich das Gerücht von diesem auserwählten Knaben in ganz Frankreich. Man erzählte sich, plötzlich wären alle Schafe vor Etienne niederknien und hätten ihn in ihrer Art angebetet. Die übrigen Hirtenknaben der Umgebung liefen zusammen und lauschten seinen Worten und Verkündungen, sie verbreiteten die Kunde immer weiter, und bald war das Kind von einer Schaar von über 30 000 Menschen umgeben, die sich vor ihm niederwarfen. Das geschah im Juni 1212. Gleich darauf öffnete ihm St. Denis seine Thore, und hier ward Etienne gar als Heiliger verehrt. Der Taumel war so groß, daß der König, Philipp II., nach Berathung mit den Pariser Gelehrten die Versammlungen verbot. Aber seine Macht war schwächer als die des Kindes. Und der religiöse Wahnsinn wuchs von Tag zu Tag. Acht, neun- und zehnjährige Propheten standen auf und predigten und begeisterten durch ihre Worte ihre gleichaltrigen Kameraden so, daß sie nicht von ihnen wichen. All diese große Schaaeren verführter Kinder stießen zu Etienne. Dieser hatte einen in der Luft liegenden Gedanken aufgegriffen: er plante nichts Geringeres als einen neuen Kreuzzug.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ungefähr 20 Jahre vorher der König selber mit Richard Löwenherz das heilige Land hatte befreit wollen. Aber zum Schmerz der Christenheit schmachtete es wieder unter der Herrschaft der Sarazenen. Und da begeisterte das Kind alle jungen Herzen. Ein Hauch, ein Dämon schien über die Kleinen Macht erlangt zu haben. Die bestürzten Eltern baten, drohten, die Mütter meinten — es half nichts. Die Knaben verschafften sich einen Ausweg, kein Schloß und Kiegel hielt sie; konnten sie jedoch nicht entkommen — und das ist bezeichnend — fielen sie in Weinkrämpfe, erkrankten heftig und lagen da mit zitternden Gliedern, so daß manche Mutter ihren Liebling zusehen ließ, nur um ihn nicht sterben zu sehen. Grausenhafte Schritten an der Seite der ärmsten Bauernkinder, alle Unterschiede des Standes waren aufgehoben. Fragte man die dahinwandernden Jüge, wohin sie wollten, riefen die Knaben wie aus einem Munde: „Zu Gott!“ Und so marschirten sie vorwärts, die meisten in Pilgerroden, manche der reicherer zu Pferde, manche zur Seite eines Führers, vor ihnen her rauschte die Driflamme, die heilige Kriegsfahne der Abtei St. Denis, die später auch die der Könige von Frankreich ward, die grünen Quasten schlugen an das gezackte Purpurtuch, darum wehte der leichte Rauch brennender Kerzen und Rauchfässer, und Kreuze mit dem Erlöser schwankten durch die Luft. Dazu sangen die Kinder neue, niegehörte Weisen, unbekanntes Hymnen, von denen niemand wußte, wer sie gedichtet hatte. Nach den alten Chronisten wiederholte sich oft darin der Vers: Domine Deus, exalta christianitatem; Domine Deus, redde nobis veram cruceem; Domine Jesu Christi, cruceem sanctum nobis restitue. Aber dieser Gesang: „Herr, erhebe die Christenheit, Herr, gib uns das wahre Kreuz wieder; Herr Jesus, errichte uns dein

heiliges Kreuz“ ward nicht etwa lateinisch gesungen, es ist hier nur aus den alten Chroniken zitiert, sondern französisch. Ibaunt gallice proclamantes heißt es in einem Schriftstück von dem Jahre 1235.

So hatte sich bei Vendôme bald ein gewaltiges Heer von Kindern versammelt, darunter auch Schaaeren von verführten Mädchen. Es sollen über dreihunderttausend gewesen sein. Und dann begann der Abmarsch. Der Führer war Etienne, oder wie er genannt wurde: der heilige Stephanus. Er saß auf einem Wagen, der mit Blumen, Teppichen und Fahnen reich verziert war, um ihn herum war stets eine Leibwache von starken und vornehmen Knaben, die dem Andrang der fanatischen Gläubigen wehren mußten. Oft entstand in der Nähe des jungen Propheten solch Gedränge, daß eine Anzahl zarterer Kinder zerquetscht wurden. Von Vendôme ging es zunächst nach Marseille. Hunger und Durst ward ertragen; „nach Jerusalem! nach Jerusalem!“ tönte es in begeisterter Andacht. Stephanus verhieß, das Meer würde vor ihnen zurückweichen und trockenen Fußes würden sie das heilige Land erreichen.

Als sie jedoch schließlich am Strande anlangten und die Bogen sich nicht theilten, schien ihnen der Himmel auf eine andere Art und Weise helfen zu wollen. Zwei Kaufleute, Hugo Ferrus und Guilelmus Porcus erboten sich, sie nach Palästina zu führen. Sie wurden auf sieben große Schiffe gepackt und segelten fröhlich und guter Dinge von dannen. Aber zwei Tage später? Einige Schiffe strandeten und keiner ward gerettet; Gregor IX. baute zum Andenken der früh Dahingerafften eine Kirche, ecclesia novorum innocentium. Den anderen erging es noch schlimmer. Die beiden Kaufleute waren scheinheilige Schufte und verkauften die unglücklichen Kinder in Alexandria den Sarazenen als Sklaven. Friedrich II. ließ sie dafür später auffhängen.

Das war der erste und größte Kinderkreuzzug. Aber es blieb nicht der einzige. Der Gedanke mußte damals in der Luft liegen. Wie in Perioden die Revolutionsfeime überall aufgesprossen, wie in andern eine große Friedenssehnsucht und Mattigkeit sich aller Welt bemächtigt, so grassirte damals der religiöse Fanatismus. Ohne daß eine Nachricht von Vendôme nach Deutschland gelangt wäre, wiederholte sich hier, was dort geschehen war. Die Kinder des Rheinlandes und der mehr nach Osten gelegenen Provinzen wurden von der Schwärmerei ergriffen, zehnjährige Propheten traten auf, bald eilten gewaltige Schaaeren in zwei Heereshaufen, deren jeden man auf 15 000 schätzen kann, dem Meere zu. Ein gewisser Nikolaus führte den einen über den Mont Genis und erreichte noch mit einer Anzahl von 7000 Gefährten Genua. Hier aber kamen viele zur Vernunft, andere wurden zurückgehalten und so durchstreifte nur ein ganz kleiner Theil des einst so großen Heeres Italien und Sicilien.

Die zweite Hälfte ging über den St. Gotthard. Ihre Spuren lassen sich bis nach der Lombardei und theilweise bis Brindisi verfolgen. Dann fehlt jede Nachricht.

Raum 25 Jahre später, und wieder hat die Geschichte einen ähnlichen Fall zu verzeichnen, der sich allerdings insofern von den eben erzählten unterschied, als er lokal begrenzter war und weniger tragisch endete. Am 15. Juli 1237 versammelten sich gegen 1000 Kinder der Stadt Erfurt, ohne daß die Eltern eine Abnung davon hatten, und nahmen tanzend und springend ihren Weg durch das Löber-Thor über den Steigwald nach Arnstadt, von wo sie die Eltern einen Tag später zurückholten. Niemand wußte, wer oder was die Kinder bewogen hatte. Es wird vermuthet, und Hecker schließt sich dieser Vermuthung auch an, daß die pomphaften Feierlichkeiten, die mit der Kommunikation der heiligen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, verbunden waren, einen „Andachtskizel in der Kinderwelt von Erfurt erregt haben, der sich durch Thätigkeitsäußerungen des Rückenmarks Luft machte.“

Vielleicht ist es möglich, auf eine solche Kinderfahrt die Entstehung eines unserer ältesten und bekanntesten Märchen zurückzuführen, des „Rattenfängers von Hameln“. Aber das ist nur eine lose Vermuthung.

Noch wissen wir von einer Kinderwanderung aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Das Städtchen Hall in Schwaben ist ihr Ausgangspunkt; ihr Ziel die Normandie. Es waren mehr als hundert Knaben, die wider den Willen ihrer Eltern aus Verehrung für den Erzengel Michael nach Mont St. Michel aufbrachen. Auch hier wird berichtet, daß es nicht möglich gewesen wäre, sie zurückzuhalten; that man es doch so erfolgreich

ffennem
ym ge
ährend
über-
re Be-
erwah-
kt hier
ohnung
streten
zu be-
ief ab-
nehmen
wie er
ronken
d fuhr
vor.
schheid,
ieß sich
kleines,
Früh-
it einer
täglich
denen
res sich
en.)
braucht
Denker;
es hier
iginelle
Guten
Frauen-
röbern,
chts in
Frauen
kennen
n dieser
erioden
hen er-
it keine
Am;
newesen,
rüdener,
u seiner
er zum
Zähnen
werden.“
ken und
fleischen
Wider-
immer
n und
irgend
e finden
halben



Alle
Angehörigen
(Söhnen)
interim
lucero
am 16.
fontana
emer
Das

Joan
heiligen
unter
gemacht
mit des
Rellen
alter un-
malge
Gesichts
Arten
bet
langweil
lächeln
kocht,
wider
der We-
ter,
it, wü-
geschüt
Quantit
Krieg die
haben
kürhen
als reich
ständig
Köpfe,
über
das



oder starben sie. Dieser Zug von 1485 ist auch der letzte geblieben.

Wir sehen: es ist überall eine krankhafte Erregung, eine Art Nervenüberreizung. Die Motive sind überall entschieden religiös. Krankheit oder gar Tod ist die Folge, wenn dem brennenden Wunsche der Kinder die Gewährung versagt wird. Die Erscheinung ist rein pathologisch zu nehmen. In der Ausdehnung jedoch, mit der sie auftritt, dokumentirt sie sich als eine Zeitkrankheit. Bestimmte Gruppen von Nervenkrankheiten, sagt Heder, stehen mit den vorwaltenden Gemüthsregungen und Leidenschaften, also auch mit den Gefinnungen und der Geistesrichtung der Völker in einer ganz deutlichen Verbindung. Wenn man diesen Heder'schen Ausspruch festhält und die Geistesrichtung der Völker und die entsprechenden Zeiten prüft, wird einem die Manie der Kinderwallfahrten zum Theil erklärlich sein — auch an den angeborenen Nachahmungstrieb ist zu denken —, wenn diese wunderlichen Pilgerzüge, die für eine poetische Phantasie so fruchtbar werden könnten, auch stets zu den seltsamsten und ergreifendsten Geschehnissen der Weltgeschichte gehören dürften.

Allerlei.

Ein anstrebender Volksstamm. Nach einem Berichte des schwedischen Lappendocges gestaltet sich die Lage der nomadischen Lappen immer trüber, wozu der Grund in erster Linie in der Verminderung der Rentthierherden liegt, die den Reichtum und die Lebensbedingungen der nomadischen Lappen bilden. Denn das Rentthier giebt seinem Besitzer so gut wie alles, was er an Nahrung und Kleidung gebraucht. Herbeigeführt wird die Verminderung der Rentthiere durch mancherlei Ursachen, wie beispielsweise durch ungünstige Winter, in denen es den Thieren infolge des hart gefrorenen Schnees nicht möglich ist, ihre Nahrung, das Rentthiermoos, zu bekommen, das sie sonst instinktmäßig unter dem Schnee zu finden wissen und hervorzarren. Verwüstungen unter den Herden durch Raubzeug spielen gleichfalls eine erhebliche Rolle. Von einschneidender Bedeutung für die wirtschaftlichen Verhältnisse der nomadischen Lappen sind jedoch die Beschränkungen, denen sie in den verschiedenen Ländern, durch die die Lappen ziehen, unterliegen. Kommt eine Rentthierherde in kolonisirte Gebiete, im schwedischen wie im russischen Lappland, wo die Herden Schaden anrichten, dann wird den Besitzern eine hohe Strafe auferlegt. Dazu sind die Lappländer in der Regel nicht in der Lage, und es wird dafür ein Theil der Herden mit Beschlag belegt. Nun ist das Unglück, daß es nicht vom Besitzer abhängt, wohin er seine Tausende von Stück zählende Herde treiben will, vielmehr ist er — und dies dürfte weniger allgemein bekannt sein — hinsichtlich der Veränderung seines Aufenthaltsorts völlig von den Rentthieren abhängig. Diese gehen instinktmäßig dem Rentthiermoos nach und bestimmen dadurch den einschlagenden Weg. So wandern die unfrühen Nomaden jahrein jahraus bis nach Norwegen an die Küsten von Finnmarken, und gegen September, wenn dort die Schneefälle eintreten, geht die Wanderung wieder in südlichere Gegenden nach Schweden und Rußland, von wo sie bei Anbruch des Sommers wieder nördlicher ziehen. Geht daher die Verringerung der Rentthierherden in demselben Maße wie in den letzten Jahren fort, so ist die Existenz der nomadischen Lappländer ernstlich bedroht.

Der Aberglaube stirbt schwer, am schwersten aber in Nord-England. Am Tyne wird es als ein großes Unglück angesehen, den Namen des Schwermes zu erwähnen oder zu hören, und üble Folgen können nur abgemindert werden, wenn man kaltes Eisen anfakt. Ist das Metall gerade nicht zur Hand, genügt das laute Aussprechen seines Namens. Es ist nichts Ungewöhnliches, eine Gruppe von Schiffen oder Arbeitern zu sehen, die sich bezieht, alle in der Nähe befindlichen Eisenstangen, Sitter, Laternenfähre u. c. zu erreichen, weil das Wort „Schwein“ in ihre Unterhaltung hineingeriet. Ein Fremder bemerkte eines Tages vier kleine Eisepfeiler, die auf ihrem Bugtauen Karten spielten, plötzlich aber aufstangen und einen in der Nähe stehenden Eisenspieler berührten, dann aber wieder zu ihrem Ratten zurückkehrten und das unterbrochene Spiel fortsetzten. Wir sind nicht so prüde, und bei uns ist der Kartenspieler sogar sehr entzückt, der von sich behaupten darf, daß er „Schwein“ hat.

Neue Berufsarten. Der Vorschlag, junge Männer von guter Erscheinung und tadellosem Auftreten für große Gesellschaftsabende als Hilfskräfte zu engagieren, die als fleißige Tänzer die Pflichten der Dinstanten, aber blühten jungen Herren wahrzunehmen haben, ist in England und Amerika schon seit mehreren Jahren verwirklicht worden. Der „berufsmäßige Unterhalter“ ist zu einer Institution geworden, von deren Ausdehnung man schon deswegen keine Ahnung hat, weil es darauf ankommt, daß der Betreffende durchaus als geladener Gast auftritt und nicht in seiner wirklichen Funktion erkannt wird. Namentlich ist diese Institution noch erweitert worden. Große Firmen aller Geschäftszweige, welche Kunden von auswärts empfangen, halten sich jetzt Kommiss, die nie ein Hauptbuch berühren und nie einen Geschäfts-

brief schreiben. Diese Herren sind ausschließlich ständige Attachees der Firma, die wie von ungefähr dem fremden Kunden als Begleiter durch die Großstadt zur Verfügung gestellt werden, sie ins Theater und ins Varieté begleiten und in guter Laune erhalten. Bisweilen tritt dieser Attache „zufällig“ in das Komptoir des Chefs, seines „guten Freundes“, wenn gerade ein Fremder anwesend ist, und lezterer ist entzückt über die Lebenswürdigkeit, mit welcher der „Hausfreund“ die Pflichten der Gastfreundschaft für den Chef versteht. Aber auch für Damen ist eine ähnliche Berufsart geschaffen worden. Welche Hausfrau kennt nicht die Aufregung, die einer großen Gesellschaft vorausgeht? In Amerika übernehmen Damen berufsmäßig die Vorbereitung aller Einzelheiten, die dem Koch nicht anvertraut werden können. Sie stellen sich zwei oder drei Stunden vor den Gärten im Hause ein, legen die letzte Hand an die Tischdekorationen, sehen nach Garderoben und Lichtern, versichern der Dame, daß ihre Toilette tadellos sitzt — kurzum, sie amtieren als Generaladjutanten. — Andere Damen mit besonderen Kenntnissen werden eingeladen, um Ausländer in ihrer eigenen Sprache zu unterhalten oder um Künstler und Gelehrte auf — ihre Stenotypende zu bringen, denen der Durchschnittsmensch nicht gewachsen wäre.

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

„Schönhäusen und die Familie v. Bismarck“, so betitelt sich ein Leben im Verlage der Königl. Hofbuchhandlung von C. S. Mittler u. Sohn in Berlin erschienenen Werk, dessen Bearbeitung der in Folge seiner orts- und familiengeschichtlichen Forschungen in weitere Kreise bekannte Pastor Dr. G. Schmidt im Auftrage der Familien übernommen hat. In Folge der Mitwirkung des Grafen Herberich an dem Buche konnte er in der Einleitung gewiß mit Recht die Hoffnung aussprechen, daß das Werk durch die zahlreichen Beiträge, welche ihm von Schönhäusen und Friedrichsrub geliefert worden sind, ein allgemeines Interesse für sich in Anspruch nehmen werde. In den ersten Kapiteln behandelt der Verfasser die Lage und auf Grund prähistorischer Funde die älteste Geschichte des Ortes Schönhäusen, welcher seit der Zeit, daß Otto v. Bismarck seinem älteren Namen den seines Stammgutes hinzufügte, eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, in den späteren Kapiteln das jahrhundertlange Ringen des christlichen Germanenthums gegen das heidnische Slawenthum um die Oberhand in jener Gegend, — den Elbdeichbau von Seiten der durch Albrecht den Bären in das Land gerufenen Holländer, — den Kirchenbau von Seiten der Prämonstratenser und die Geschichte der beiden Dörfer Schönhäusen und Fischbeck als bischöflich Havelberger Tafelgüter. Mit dem Jahre 1562 tritt die Familie v. Bismarck in den Besitz der beiden obgenannten Güter, welche ihr der Kurfürst Johann von Brandenburg als sehr mächtige Entschädigung für ihren alten Stammsitz Burgstall abtritt. Die frühere Geschichte des Geschlechts hat der Verfasser kurz behandelt, da Niesel sie auf Grund urkundlicher Forschungen in seiner bekannten Schrift: „Geschichte des schloßgesessenen adligen Geschlechts bis zur Erwerbung von Grevese und Schönhäusen“ sehr ausführlich geschildert hat. Die ältere Linie auf Grevese ist unberücksichtigt geblieben, ebenso der jüngere Zweig des jüngeren Altes, nachdem durch den Verkauf des einen Mittergutes die Beziehungen zu Schönhäusen gelöst worden waren. Eine sehr eingehende Darstellung in ansprechender Form wird den Ahnen des eiserne Kanzlers vom Jahre der Vermutation an gewidmet. Der dreißigjährige Krieg wird auf Grund zweier im Archiv zu Schönhäusen liegender handschriftlicher Tagebücher aus jener Zeit behandelt. Von besonderem Interesse durch ihre Lebensschicksale sind August I., welcher bis zum Jahre 1648 verschiedenen Kriegsherren diente, sein Sohn August II., welcher die durch den großen Krieg völlig verwüsteten Güter wieder in guten Zustand setzte und die beiden Herrenhäuser zu Schönhäusen erwarb, August Friedrich, der Urogrovater des Fürsten, welcher als Oberst bei Czarslau blieb, der Großvater des Fürsten, Karl Alexander, welcher als eine hochpoetische Natur geschildert wird, und ein Großonkel des Fürsten, der nach einer äußerst bewegten Vergangenheit als Gouverneur von Riga verstarb. Eine besonders ausführliche Darstellung ihres Lebens und Wirkens haben die Eltern des Fürsten erfahren. In ihrem Hause hatte der Turnvater Jahn sein Quartier aufgeschlagen, während Körner auf der Pfarre wohnte, als am rechten Elbufer die Freiwilligen zur Ligowischen verwegenen Schaar sich sammelten. Die letzten Kapitel des Buches, deren Gegenstand der Fürst und seine Gemahlin und der derzeitige Besitzer, der Graf Herberich, bilden, sind durch bisher ungedruckte Briefe des Fürsten von hohem Interesse. Das Werk ist mit zahlreichen Bildern zumal vom Dorfe, der Kirche und den beiden Schlössern, sowie mit Porträts der verschiedenen Familienglieder, z. B. mit bisher noch nicht bekannten Bildern des Fürsten aus den verschiedenen Lebensjahren ausgestattet, so daß es sich vornehmlich auch für Geschenkwed-

Beantwort. Redacteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Lohse, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.